

Volksblatt

Offizielles sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: Gr. Ulrichstraße 10, Eingang Silbergasse.

Telegraph-Adresse: Volksblatt Halle-Saale.

Notiz: Für Wahrheit und Recht.

Nr. 217.

Halle a. S., Freitag den 15. September 1893.

4. Jahrg.

Dichtung und Wahrheit.

Die Namensverwechslung, welche dem verlassenen Reichskanzler letzten bei dem Empfang von „Frankfurter Wohnern“ in Kissingen passierte, indem er statt des Senators Müller, welcher damals in Brünn, dem damaligen Hauptquartier der preussischen Armee in Böhmen 1866 gewesen, den Senator Fellner nannte, hat die Erinnerung an eine Episode bei der Besetzung Frankfurts durch Preußen hervorgerufen, welche ein ewiger Schandfleck in der preussischen Geschichte bleiben wird.

Bekanntlich hatte die preussische Mainarmee unter General Vogel v. Falkenstein Frankfurt a. M., welches nicht im Kriege mit Preußen war, am Abend des 16. Juli besetzt. Am 17. Juli wurde von dem kommandierenden General Vogel v. Falkenstein, auf welchen die Regierungsgewalt von Frankfurt übergegangen war, zunächst ein Befehl erlassen, der über die Verpflegung seiner Truppen merkwürdige Vorschriften brachte, und welche für die Offiziere und Soldaten eine Verpflegung forderte, wie sie nur der vermögende Mann zu leisten im Stande war. Am 18. Juli wurden noch für jeden Soldaten der etwa 60 000 Mann betragenden preussischen Mainarmee ein Paar neue Stiefel, ferner 300 gut getriene Meißner, dem am 31. Juli noch eine weitere Forderung von 122 Meißner folgte, sowie die Abholung auf ein ganzes Jahr für die Armee verlangt, wohingegen General von Falkenstein versprach, daß mit Ausnahme von Zigarren, deren ein jeder in Frankfurt einquartierter Soldat 8 Stück täglich von seinem Quartiergeber zu verlangen hatte, Frankfurt von jeder weiteren Munitionverpflegung befreit sein sollte.

Am 20. Juli verlangte General v. Manteuffel, der unter dessen dem General von Falkenstein im Kommando abgelöst hatte, zur Sicherstellung der Verpflegung für die weiteren preussischen Truppen ein Magazin anzulegen und dieses in folgender Weise zu dotieren: 15 000 Brode zu je 5 Pfund, 1480 Zentner Schiffsweibad, 600 Zentner Hindweid in lebenden Häuten, 800 Zentner geräucherter Speck, 450 Zentner Reis, 140 Zentner Kaffee, 100 Zentner Salz, 5000 Zentner Hafer, sämtliche Bestände sollten eisen zu erhalten und jeder Abgang wieder zu ersetzen sein.

Am 19. Juli waren die 6 Millionen Gulden für die Zahrlösung der Armee von der Stadt bezahlt worden, ebenso die Requisitionen, welche der Stadt in kurzer Frist weitere zwei Millionen Gulden gekostet hatten, man konnte daher preussischerseits der Sache eine weitere Ausdehnung geben, denn am 20. Juli bekamen die Senatoren Fellner und Müller von dem General v. Manteuffel die Anforderung, innerhalb 24 Stunden 25 Millionen Gulden Kriegskonttribution an die Feldkriegskasse der Mainarmee abzuliefern. Hierzu muß noch bemerkt werden, daß die damalige Bevölkerung des Staates Frankfurt an 90 000 Köpfe betrug, worunter über 41 000 Fremde waren, auch das Geld von dem Willkürbesitzer einen höheren Wert hatte. Diese Summe weigerten sich die Frankfurter Behörden zu zahlen.

Infolge dessen erschien am 24. Juli eine Bekanntmachung des Stadtkommandanten General v. Räder dahingehend, daß, nachdem die Stadt Frankfurt die Zahlung der angelegten Kriegskonttribution verweigert habe, als erste Exekutivmaßregel die Mitglieder der städtischen Körperschaften mit starker Einquartierung belegt werden sollten, und nebenher wurde gefestigt, daß der Stadt befohlen und gegebenermaßen werden sollte, welche Gerichte der Ober v. Kurzfleisch den 5 fremden Gefandtschaftssekretären, welche sich hierüber bei ihm erkundigt, „als nicht unbegründet erklärte“, und nun gefahd noch das Urverbot: Nachdem die städtischen Körperschaften sich nicht als Gehobewilligungsmaschine gebrauchen lassen wollten, befaß General v. Räder am 23. Juli den Bürgermeister Fellner, ihm eine Liste sämtlicher Mitglieder dieser Körperschaften zu übergeben, das Haupt des kleinen Freistaates sollte man zwingen, zum Demissionieren an seinen Kollegen, welche nur ihre Pflicht gethan hatten, zu werden. Der Bürgermeister Fellner konnte den Gedanken hieran nicht ertragen, nun Verzeigung solchen Unrechtes zu werden und gab sich den Tod!

Und als am andern Morgen ein naher Anverwandter des unglücklichen Mannes dem General v. Räder dieses mitteilte, antwortete derselbe: „die Liste muß ich dennoch haben und die 25 Millionen Gulden müssen auch bezahlt werden.“ Die starke Einquartierung hat dennoch auch stattgefunden und man hat den Mitgliedern des Senats, des gegebenden Körpers des Bürgerkolleg, von 25 bis 60 Mann ins Haus gelegt. Derselbe Mann, des ganzes öffentliches Leben nur den Charakter eines Menschen von halb Schauspieler, halb Bestie offenbart hat, der weit seitens Frankfurts die Zahlung der 25 Millionen Gulden verweigert worden war, eine Depesche aus dem böhmischen Hauptquartier an General v. Räder gerichtet, „dieselbe solle, da die ergriffenen Maßregeln nicht zum Ziele geführt, sämtlichen Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverkehr für Frankfurt sperren, alle öffentlichen Lokale schließen, die Stadt für Menschen- und Warenverkehr jeder Art schließen lassen“, welche Depesche auch der General v. Räder am 25. Juli einer Deputation der Handelskammer vorgelesen, — derselbe Mann wagt sich, nach nur 28 Jahren einer Schar von Frankfurter Eingewanderten zu sagen, daß Preußen Frankfurt nur genommen habe, weil dasselbe der Brückenkopf für die Einheit Deutschlands, der Vereinigung von Nord und Süd gewesen sei. Hätten wirkliche Frankfurter, oder solche, welche das Jahr 1866 dort miterlebt haben, diese Äußerung mit angehört, sie hätten bei Remnung des Namens Fellner, des Pfers von 1866, Bismarck das Wort sprechen ins Gesicht schleudern müssen.

Nein, die Motive sind ganz anders gewesen. Frankfurt war wegen seiner dort herrschenden Freiheit Preußen, und ganz vorzüglich Bismarck, welcher dort in den fünfziger Jahren Bundestagsgastgeber gewesen, ein Dorn im Auge. Frankfurt war eine Freistadt aller humanen freiheitlichen Bestrebungen, deshalb seine Drangsalierung, deshalb seine schließliche Annexionierung. Hat doch selbst der preussische

Regierungsaffessor Urban, der Gesandtschaftsbeamter in Frankfurt war, und mit der Beaufichtigung der Frankfurter Presse von Preußen beauftragt gewesen und der besser als einer in der Lage war, in bezug auf Frankfurt obwaltenden Absichten zu kennen, am 28. Juli dem Redakteur eines Frankfurter Blattes ganz offen gesagt: „Man wird in Kurzeffen und anderen Ländern mit Schonung vorgehen, in Frankfurt nicht, ich weiß das ganz bestimmt und Sie können nach Belieben von dem, was ich hier sage, Gebrauch machen. Frankfurts Bedeutung als Handels- und Börseplatz müßte mit den politischen Veränderungen, welche nach dem Kriege eintreten, von selbst aufhören, es läge das im Interesse des preussischen Staates. Einen dominierenden Einfluß auf den Geldmarkt würde Frankfurt nie wieder erhalten, von der preussischen Regierung würde alles geschehen, um dieses zu verhindern.“

Alle diese Thatsachen stehen geschichtlich fest und wenn ein Bismarck heute sagt: Preußen habe Frankfurt 1866 nur genommen, weil es der Brückenkopf der Einheit Deutschlands, der Vereinigung von Nord und Süd gewesen sei, so ist dieses eitel Klunzerei und gehört in das Register von so mancher anderer seiner vielen Fäulereien. („Neu. Tribune.“)

Rundschau.

Der ursprüngliche Miquelische Plan der Tabakfabriksteuer soll nach der „Vollstz.“ dahin gegangen sein, die Steuer in der Weise zu erheben, daß alle Zigarren bis zum Preise von 50 M. pro 1000 Stück mit einer Banderole zu 10 M. alle Zigarren im Werte von 50 bis 80 M. mit einer Banderole zu 20 M. und alle Zigarren über 80 M. mit einer solchen von 30 M. versehen werden sollten. Damit sollten also die billigen Zigarren, d. h. die Zigarren unter 5 Pf. pro Stück, theoretisch um einen Pfennig, praktisch aber um mehr verteuert werden, da ja sowohl der Fabrikant als auch der Wiederverkäufer aus dem angelegten 10 M. pro Mille seinen bestimmten Prozentsatz für Generalaufkosten, Vergütung und Gewinn schlagen würde. Aber selbst eine Verneuerung um nur einen Pfennig würde bei der Fünf-Pfennig-Zigarre einen Aufschlag von 20 Proz., bei der Drei-Pfennig-Zigarre aber einen Aufschlag von 33 1/3 Proz. bedeuten.

Das Projekt der Tabakfabriksteuer hat auch die hervorragenden bayerischen Fachmänner der Tabakbranche veranlaßt, in Karlsruhe einmündig zu erklären, daß das Miquelische Steuerprojekt den Ruin der gesamten Klein-Industrie bedeute, daß auch die größeren Fabriken den Betrieb einschränken müßten und durch die Entlassung von 50 000 Arbeitern mindestens 150 000 Personen brotlos werden. Doch nicht genug damit, es steht auch fest, daß fünf Sechstel der neuen Steuerlast nur die ärmeren Klassen der Bevölkerung treffen würden, da der weitaus größte Teil der in Deutschland fabrizierten Zigarren der Drei- bis Fünf-pfennig-Quantität angehört.

Das Diamantauge.

Roman von Ute Vertheil.

(Nachdruck verboten.)

„Er seinerseits empfing mich mit mehr Entgegenkommen und größerer Herzlichkeit, als solche sonst seinen Landsleuten eigen sind. Wir wurden dann sehr intim und da er ungeheuer reich ist, prächtige Diners hielt, seine Pferde und Wagen seinen Fremden zur Verfügung stellt, sind unsere Beziehungen zu einander die angenehmsten. Sein Faktionn, Mr. Georges, ist auch sehr liebenswürdig und ein willkommener Gesitler. Ich bringe die Zeit in Gesellschaft dieser Herren angenehm zu und ertrage mit Geduld meine Abgeschiedenheit von zu Hause.“

„Ohgleich Lord Mac-Analy nicht der ist, für den ich ihn hielt, dürfte es die Klugheit gebieten, mein Herr, ihm so wohl, wie seinem Sekretär nicht unbegrenztes Vertrauen zu schenken. Die Verderbtheit der Sitten dieses Engländer's machen ihn mir verdächtig.“

„Sind! Du bist ein Moralist wie Dein Freund Colardean; aber was sich für einen alten Provinzialen schickt, daß nicht für einen jungen Offizier. Lieberwüns teume ich besser, als irgend jemand, diesen ausgezeichneten Lord und weiß, was seine Freundschaft wert ist. Sage, Leopold, ist es denn wahr, daß Du Dich zu einer Reise vorbereitest?“

„Diese unmarcierte gestellte Frage verursachte bei Leopold ein leichtes Erbeben. „Woher wissen Sie das?“ „Was schadet es ja mit niemandem davon gesprochen.“ „Was schadet es, wenn's wahr ist?“ — „Verheißliche ich Colardean nach Klausen; ich werde morgen mit Dr. Colardean nach Klausen havel reisen; derselbe hat mir in seinem Hause Gastfreundschaft angeboten.“ — „Ach! Du gehst nach Klausen und Du wirst Dich ohne Zweifel verpflichtet halten, Frau von Serville zu besuchen.“ — „Ich könnte mich in der That da-

von nicht frei machen. Frau von Serville ist während Ihrer Abwesenheit unter dem Schutze ihrer Mutter und alle Welt wird es natürlich finden.“ „Das ist gut! Ich wiederhole Dir, daß ich kein eifersüchtiger Gemann bin. Aber Leopold! Klausen! Ist kein angenehmer Aufenthalt in dieser Saison.“ — „Ich will mich auch nicht lange dort aufhalten, zu Ehren der Gastfreundschaft des Doktors. Ich werde nach einer Gegend reisen, wohin mich gewisse Geschäfte rufen.“ — „Halt! Welche Geschäfte hast Du da unten, mein Junge? Deine Geschäfte haben Dich sonst nicht sehr in Anspruch genommen und Du hastest gegen Geschäfte immer einen gewissen Abgeseiz gezeigt. Die Hand an's Herz: Handelt es sich nicht immer noch um das Gellatsche, den Lord Mac-Analy betreffend?“

„Es handelt sich nicht darum,“ erwiderte Harcourt. „Haben Sie nichts davon gehört, daß der Sachwalter Desormes, mein alter Gogenvormund, vor zwei Monaten in J. gestorben ist? J. ist ein beachtbarer Hofen von Klausen.“ — „Ich habe es gehört,“ sagte Serville. „Der arme Desormes war noch nicht sehr alt.“ — „Ein Nachfolger, Mr. Vlerot, hat mir schon mehrere Briefe geschrieben. Er zeigt mir an, daß er mir Mitteilungen von großer Wichtigkeit zu machen habe; aber sie wären solcher Natur, daß er mir sie nur persönlich machen könne. Daraufhin habe ich mich entschlossen, erst nach Klausen und dann nach J. zu reisen, um zu erfahren, was man von mir will.“

Serville wurde totenbleich. — „Und mitmachest Du, worin diese Mitteilungen bestehen könnten?“ „Stüftere er.“ — „Durchaus nicht! Die vormundschaftlichen Rechnungen sind mir schon vor langer Zeit zugestellt worden. Ich weiß nichts, was noch zu meinem Nutzen mit Vlerot zu ordnen wäre, ich darf es aber nicht verweigern, auf eine dringende und mehrmals erneute Einladung hinzuzutreten.“

Serville hatte sich erhoben und ging lebhaften Schrittes

auf und ab. „Ich verstehe das nicht. Sollte Desormes einiger Scherzstreichs zu Deinem Nachteil fähig gewesen sein? Ich habe ihn stets kurz gehalten und seine Weiser streng geprüft. Donnerwetter! Wollte man mich vielleicht verantwortlich machen?“ Er unterbrach sich plötzlich. „Ach!“ sagte er in seinem leichtfertigen Tone, „wenn Du zu erfahren wünschest, was er von Dir will, steht es Dir frei, diesen alten Chicaneur Vlerot aufzusuchen. Es stört mich nicht; die Rechnungen sind geprüft und anerkannt, ich habe damit nichts mehr zu thun. Adieu! Viel Erfolg in Deinen Unternehmungen und viel Vergnügen auf der Reise!“

Trotz seiner scheinbaren Leichtfertigkeit konnte er eine gewaltige Unruhe und siebenfache Erregung in seinem Innern nicht verbergen. Als er im Begriff war, fortzugehen, sagte er noch mit gezwungenem Lachen: „Nun! Das ist abgemacht; wenn Du in Klausen bist, besuchst Du meine Frau. Ich erlaube es Dir nicht allein, sondern ich befehle es!“ so weit ich dazu, einem befreiten Mädel gegenüber, berechtigt bin. Würdest Du es wagen, dort zu sein und den Damen keinen Besuch zu machen? Das würde den Vermutungen Vorschub leisten und man könnte auf mich die Schuld schieben. Man liebt mich dort unten nicht sehr und geniert sich nicht, mich Blaubari zu nennen. Ich wiederhole es demnach: Veräume es nicht, Frau von Serville zu besuchen, oder wir erziehen uns.“ Nach dieser dringenden Anforderung entfernte er sich schnell.

Harcourt hatte die außergewöhnliche Aufregung seines früheren Vormundes wohl bemerkt. Als er nach deren Ursache forscht, stieg ein Verdacht in ihm auf und er ließ zum Fenster. Von dort aus bemerkte er den Wagen, welcher Serville erwartete. Dieser Wagen, dessen Vorbänge sorgfältig niedergelassen waren, schien noch eine andere Person einzuschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Die 50000 Raucher im Deutschen Reich, welche seine Zigaretten konsumieren, so schreibt die „Frankf. Ztg.“ zur Tabakfabrikation, würden bei ihrem geringen Konsum von 10, 20 und 30 Pfennig pro Stück Zigarette dem Staate höchstens 10 bis 12 Millionen an Tabak-Zoll und Steuern zahlen. Was will das sagen gegen die 100 Millionen, die aus dem Tabak gezogen werden sollen? Es will sagen, daß die Raucher der 5, 6- und 7-Pfennig-Sorten und der billigen Rauchaufklopfers wiederum die vorgelegene Steuer mit rund 80—90 Millionen aufzubringen haben werden; wollen diese Raucher das nicht, so haben sie sich dem Kampfe gegen die weitere Belastung anzuschließen und ihre Abweigung dagegen offen kund zu geben.

Militärisches. Aus dem untern Notizbuch schreibt man dem „Bayr. Vaterland“: Die Affäre Hauptmann Seidl hat jedermann mit Ueberraschung erfüllt. Uns ging es als Rekruten auch schlecht genug. Ich diene i. B. im 1. Feldartillerieregiment. Der Hauptmann war ein wohlwollender Herr, kümmerte sich aber in den ersten Wochen um uns Rekruten gar nicht, und das war ein großer Fehler. Wir wurden die meiste Zeit — in leeren Ställen, damit es niemand sehen konnte — von einem gräßlichen Leutnant, einem rechten — aber zerren. In seiner Quartierskammer mußten wir oft eine halbe Stunde in der Kniebeuge sitzen, aufstehen und wieder hinunterfallen, bis daß einige umfielen. Der Schwefel rauch uns trotz der grimmigen Räte von der Stirn. Einige weinten, andere fluchten, ich habe nicht geschrien, aber gebetet habe ich auch nicht. Dazu hatte dieser — von einem Leutnant drei getreue Helfershelfer. Einer von diesen hatte für mich eine eigene Quartier ausbessern. Ich mußte ihm mehreremale eine Viertelstunde lang auf einem Fuße stehen, den andern Fuß mußte ich hoch hinaufziehen. Und wer hat ihn nicht gefaßt, den Fährten v. G., welcher schließlich wegen Lumperei vom Militär — vongesetzt und nun als Schreiber umberläuft! Dieser Herr mußte sich alle möglichen Schimpfnamen förmlich einstudiert haben, sonst hätte er sie unmöglich alle im Gedächtnis behalten können. Auch war er in der Soldatenzucht wirklich Meister. Alles dieses niederzuschreiben, was wir von diesem vierblättrigen Kleeblatt, namentlich dem Leutnant mit dem erlauchten Grafentitel, auszuhalten hatten, ist unmöglich. Ja, wir waren Wärtner der Rekruten. Doch ich bin ihm auch dafür zu Dank verpflichtet; denn es ist uns mir geworden: „Ein aufgeregter ungläubiger Bauernbündler“, wie mich neulich unser nicht aufgeregter gläubiger „Korvator“ von der Kanzel herab genannt hat.

Ueber eine Demonstration von Reservisten auf dem Begräbnisplatz der Dreifaltigkeitsgemeinde in Berlin entnehmen wir dem „Berl. Ztbl.“: Der verstorbene Herr (dessen Beerdigung den Anlaß zu der Demonstration bot) Otto Schönlein ist der 27 Jahre alte Sohn des Klavierfabrikanten Schönlein. Er hatte im verflohenen Monat seine Reservierung bei der 9. Kompagnie des 48. Infanterieregiments abzumachen. Am 19. August trat, wie uns gemeldet wird, die 9. Kompagnie um 1 Uhr mittags bei großer Hitze feierlich ausgereiht von Scherow den Rittmarsch nach Küstrin an. Auf demselben soll eine Anzahl Reservisten zusammengebrochen sein. Schließlich wurde eine Kassepaufe gemacht. Gleichwohl trat Schönlein 15 Minuten vor der Kaserne zusammen. Sein Zustand war ein derartiger, daß der Mann sofort ins Lazarett geschafft werden mußte, in welchem er am 23. August starb.

Das „Witzb. Journ.“ brachte kürzlich den Bericht über die Helbenheit eines jungen Artillerieoffiziers, der in bepflanzen Kernen bei Zell herumritt und auf die Vorhalte des dadurch geschädigten Landmanns in recht unheimlicher Weise antwortete. Auf die Beschwerde, welche der geschädigte Landwirt an das Regimentskommando richtete, erhielt nicht er, sondern die Gemeindebehörde Zell folgenden Bescheid: „Die Ortskommune Zell wird erwidern, dem Ortspräsidenten 12. August bezeichnende angelegte Aufreißung des Befehlsleitnants Strang als von diesem in Dienst verübt worden werden mußte, und daß es dem Jfjel überlassen bleibt, seine Entschädigungsansprüche auf Grund des Naturalleistungsgesetzes geltend zu machen.“ Das ist der rechte Ton. Wozu hat sich denn auch so ein abförlcher Mensch, in diesem Fall sogar ein Bauer, um Liebhabereien eines Offiziers zu kümmern.

Kleines Feuilleton.

Das Stenographie-Verfahren. In der mit Unterstützung des preussischen Unterrichtsministeriums verbreiteten Broschüre „Procureur“ von Paul Robert, wird als ausbringende Vorbereitung für Kompositoren auf die Stenographie hingewiesen. In kaufmännischen und ähnlichen Geschäften für Frauen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, München, Wien, Zürich u. wird Stenographie unterrichtet. Mit Recht hebt das Blatt hervor, daß auch andere im Erwerbleben lebende Frauen, als Lehrerinnen, Schriftstellerinnen, Telephonistinnen, dann auch Stubentinnen von der Stenographie großen Nutzen ziehen. Daß sich in Romamerika viele tausend Lehrer als Stenographinnen und Maschinenreiberinnen ernähren, ist ja bekannt. So lange wir es nicht zu intensiver Verwendung dieses modernen Kulturmittels gebracht haben, wie die praktischen Frauen, mögen wir uns damit trösten, daß sich viele Frauen im Privatleben unserer Kunst bedienen, und daß der von Prof. A. Winkler ausgeübte Besondere, daß auch die Zeit der Stenographie-Belehrung kommen möge, läßt nicht mehr in den Bereich der frommen Wünsche gehört. 26 Frauenvereine mit über 600 ordentlichen Mitgliedern hind für Verbreitung der Gabelberger'schen Stenographie thätig. Vom 1. Juli 1891 bis 1. Juli 1892 sind 3912 Frauen im betreffenden Enten unterrichtet worden, davon 2288 an 51 Schreibräumen. Auch in der Schweiz regt sich das Interesse für die Schnellchrift unter den Frauen lebhaft. So besteht in Zürich ein Frauen-Stenographie-Verein nach Gabelberger und werden gegenwärtig 18 Frauen in die moderne Kunst des bewährtesten Systems eingeführt.

Verarbeitereiten in fröhlicher Zeit. Ausstände von Verarbeitereiten sind keineswegs eine Erscheinung der Gegenwart, sondern fanden schon vor Jahrhunderten statt. In Deutschland schon während des 16. Jahrhunderts im Revier der heutigen Mansfelder Kupferbergbauenden Gewerkschaft. In seiner „Mansfelder Chronica“ berichtet der Magister Spangenberg für die Jahre 1566, 1567, 1569 und 1564 über solche Ausstände. „Das Verarbeitereiten auf dem mansfelder Berge“ erzählt er für 1566 ist auch etlicher ausstehender Bedenken halber etwas ungeduldig worden, haben Graf Albrecht's Kollator mit horten Verarbeitereiten angefangen und ihre Beschäftigung haben wollen, ist ihnen von allen nicht gleich geduldet worden, aus den Ursachen, daß etliche ihre Art und Armut, so ihnen auf dem Halle gelegen, hieterran angehen, etliche aber gleichwohl gemeinet, daß sie sich bedrohlicher

Kommode hat zu schmeigeln und zu zahlen, daß sie tramm wird. Das andere bejogern die vom Körper.

Ein Staatsdienerin. Wie aus Bamberg geschrieben wird, hat Frau Leonore Auz, welche seit dreißig Jahren Vorsteherin der drei Postkassen und vier Postböden arbeitenden königl. Poststation in Markt-Redwitz war, dieser Tage wegen hohen Alters ihr Amt niedergelegt. Die Oberpostdirektion in Bamberg, ihre vorgelegte Dienstbeurteilung, hat wiederholt Veranlassung genommen, der durch Klugheit und Energie ausgezeichneten Frau ihre besondere Anerkennung auszusprechen. Dieser Fall der Dienstleistung einer Frau steht auf dem Gebiete des Berufsstandes in Deutschland wohl einzig da. Er zeigt jedenfalls, was auch Frauen zu leisten vermögen.

Dem berechtigten Mißtrauen des deutschen Volkes unsere heutige Rechtsprechung hat auch der Professor Frank von Gießen in einem Gutachten die Wiedereröffnung der Befugung gegen Strafammerurteile Ausdruck gegeben, welches er dem Juristentage in Augsburg vorlegte. In demselben steht folgender Passus:

„Die berufsmäßige Ausübung des Richteramtes schließt die Gefahr in sich, daß der in der Hauptverhandlung auftretende Angeklagte nicht unbefangene beurteilt wird. Es ist eine allgemein bekannte und besonders in den Kreisen der Rechtsanwältigen drückend empfundene Thatsache, daß der ältere oder stark überalterte Strafrichter seine Angeklagten von vornherein als schuldig ansieht und demgemäß weit eher eine Entlastungs- als einen Belastungsbeweis erwartet. Die formelhafte Verhörung des Richters mit vorentscheidenden Elementen macht es begreiflich, daß er den einzelnen diesen ohne weiteres zuquält. Mit schwebender Ungelegenheit wird der Angeklagte, mit noch größerer der Verteidiger angehört. Erledigung von Verfügungen oder gar Studium fremder Akten während des Prozeßes sind häufige Erscheinungen, aber gleich nicht geeignet, das Ansehen der Justiz zu stärken.“

Professor Frank und der Verfasser eines zweiten Gutachtens, Reichsgerichtsrat Stenglin-Weipzig, befürworten daher die teilweise Befreiung der Strafammer mit Valen. Daß damit ein kleiner Schritt zum Besseren gemacht würde, verkennen wir nicht; das Vertrauen des Volkes, des arbeitenden Volkes, in die Jurisdiction der Strafammer, wird durch die schwächliche, im bürgerlichen Geiste und Interesse angelegte Verurteilung wenig erhöht werden. Das tieferschütterte Vertrauen des Volkes den Richtern gegenüber wird erst dann wiederkehren, wenn das Volk seine Richter selbst wählt (unserem Programm gemäß), und die Arbeiterklasse in der Zusammenziehung des Richterkollegiums ebenso vertreten ist wie die besitzende Klasse.

Der Lohn für treue Liebe bis zum Grabe. In der „Straßb. Bürger-Ztg.“ steht zu lesen: „In unserer von sozialen Gegensätzen zerklüfteten Zeit sollte man sich hüten, den bestehenden Antagonismus zwischen Unternehmer und Arbeiter unbilligerweise zu vergrößern. Geradezu ein Delikt auf das Feuer muß das Verfahren einer hiesigen Fabrik genannt werden. Der eine der Teilnehmer der Fabrik hatte das Zeitalter geübt. In langem Zuge folgten die Arbeiter und Angestellten dem Sarge des Verbliebenen. Am Zahlungstage wurde das pietätvolle Verhalten der Arbeiter seitens des hinterbliebenen Fabrikanten dadurch entsprechend gewürdigt, daß man den Arbeitern den Lohn für die durch das Begräbnis veräumte Zeit abzog. Kommentar überflüssig.“ Willentlich lassen sich die betreffenden Arbeiter auf diesem Wege von ihrer „Pietät“ gegenüber ihren Ausbeutern befreien.

Wie das Bauernlegen heutzutage vorgenommen wird, zeigt nachstehende Schilderung:

„Daß das Bauernlegen heute noch praktiziert wird und mit viel feineren Mitteln als früher, ist Thatsache. Wer es sehen will, wie man es am helllichten Tage treibt, braucht nur nach Innerösterreich zu gehen, nach Salzburg und Oberösterreich, Niederösterreich, Obersteiermark und Kärnten. War er vor 20 Jahren in den Hältern und kommt er heute wieder hin, er erkennt die Gegend nicht wieder. Ganze Dörfer sind verschwunden, hunderte von Häusern und Gehöften wurden wegrastraf, an ihrer Stelle waldet jetzt der wilde Wald. Aller Kulturboden, auf dem seit Jahrhunderten hunderte von freien Bauernfamilien siedelten, ihr Brot und Auskommen fanden,

ist wieder zur Wildnis, zum Jagdrevier geworden. Wo sonst die Sichel raschte und die Pflugschar wühlte, pfeift jetzt das Reh, jagt das Fuchs und Dachs einander gute Nacht. Und wer sind diese Bauernleger, diese Kulturfeinde mit offenem Bist? An der Spitze stehen selbstherrlich die Geisellen der Geleis, vom Herzog von Koburg angefangen bis zum Wiener Reichs- schid. Dann folgen reichgeordnete Schlotzjunker und Kohlen- grafen oder die Söhne solcher Leute, die schon zu faul geworden, ihre Fabrikarbeiten selbst auszubeten und die dieses Geschäft nun bezahlten Beamten überlassen. Den Beschluß machen Böhrenhais, denen ein glücklicher Fittichung Hundert- tausende auf einmal in den Sack geworfen hat.

Diese Verwüstung, die nur den einen Zweck hat, aus- gebetetes Jagdrevier zu schaffen und jahraus jahrein zehntausende von Joch Acker- und Weibeland frucht, ist in ein ganzes System gebracht. Der Vorgang ist immer derselbe. So ein Gelbbaud oder A von Gottes Gnaden kommt daher und kauft eine Waldbergschaft. Im nächsten Jahr verbietet er den Bauern, das Vieh über seine Waldwege und Steige nach der Alpe, der Alm zu treiben. Die Bauern klagen. Der Prozeß geht her und hin, zieht sich in die Länge. Es dauert aber gar nicht lang, haben die Prozeßkosten den einen oder anderen der Kleinbauern von seiner Hufe vertrieben. Oder die Bauern verlieren es; dann müssen sie ihr Vieh loschlagen, weil sie kein Futter mehr für dasselbe haben. Das große Gelbbaud kauft unterdessen, was er in der Um- gebung kriegen kann. Nicht aber ein ganzes Dorf, ein großer Komplex auf einmal, das kauft ihm zu teuer. Er kauft hier ein Gütlein, dort ein Gütlein. Die Häuser werden niedergebissen, das frühere Ackerland mit schnellwachsenden Waldpflanzen angeforstet. Nach ein paar Jahren sind diese emporgeschossen und rauben den dahinsiehenden Aedern Licht und Luft. Es wächst nichts mehr. Die übergeliebten Bauern kommen nun händerringend um „gnädigen Herrn“ und bitten ihn, ihnen um Gotteswillen ihre Höfe abzutauschen. Der gnädige Herr zaudert erst ein wenig, um die „Kette“ noch müder zu machen; dann giebt er oder sein Verwalter den armen Teufeln, was er will.“

Was Karl Marx über die Verwüstung Irlands durch die englischen Lords schilderte, vollzieht sich also heute in Südb- deutschland und Oesterreich in ganz derselben Weise.

Der Kerl kann hungern! so lautet der Sinn, den man zwischen den Zeilen des nachstehenden Schriftstückes herauslesen kann, welches wir dem „Anf. Volksblatt“ entnehmen:

Neumarkt, den 1. Mai 1893.

P. P.

Gemäß § 8 des Vereinsstatuts benachrichtigen wir die verehrlichen Herren Vereinsmitglieder ergebenst, daß nach der heut erlassenen Anzeige des Herrn Rittergutsbesizers Wurm auf Walerzig der dort in Diensten gestandene Knecht Ernst Sinn wegen wiederholten Entwehrens in die Knechte während der Arbeit und wegen gebrauchten frechen Redensworts entlassen werden mußte.

Der Vorstand

des Vereins der landwirtschaftlichen Arbeitgeber
in Kreutz-Neumarkt.

Wahrlich ein nettes Schriftstück, welches da gedruckt an die verehrlichen Herren Vereinsmitglieder gelangt wird. Es sieht aus, wie der Anfang einer landwirtschaftlichen schwarzen Liste — wenn es nicht ein Stück in der Kette eines bereits vorhandenen Systems ausmacht.

Vom Kaiser wird wieder ein ganz außerordentliches Diktum bezw. Skriptum vermeldet, über dessen Bedeutung die Zeitungen sich vergeblich die Köpfe zerbrechen. In einem Danktelegramm des Kaisers an einen Negattaverein kommt nämlich das Sprüchlein vor: „Navigare necesse est, vivere non est necesse“ (schiffen ist notwendig, leben ist nicht notwendig). Der Spruch paßt — so bemerkt hierzu das „Bayr. Vaterland“ — auf Negattavereine wie eine Faust auf's Auge, denn wenn auch zumeist ein Schiff erkaufte (vivere non est necesse), so wird doch von der Notwendigkeit der Negattaverein niemand überzeugt sein. Der Spruch stammt natürlich nicht von Kaiser — nach den Zeitungen soll er auf dem Bremer Schifferhaus stehen — sondern von dem Römer Pomponius Maximus, welcher, als er wegen einer Hungersnot zu einer gefährlichen Seezucht gezwungen war, den abtrüdenen Freunden mit obigem Skriptum antwortete. Da hatte es einen Sinn. Aus den Römischen ins Preussische

in Europa. Was kleiner Wundertrabe von neun Jahren spielte Franz Vist als Haupt aus ersterhand öffentlich in Eberding, sein zweites, aber sein Leben entscheidendes öffentliches Konzert fand in Breslau am 26. November 1820 statt. Nach Eberding kam Vist in den fünfzig Jahren in Begleitung der Fürstin Sajn-Wittgenstein und vom September 1881, um dort — wie immer — zu musikalischen Zwecken zu konzertieren und seinen Bekanntheit zu erhalten. Er wollte sich wieder der Zeiten erinnern, wo er als kleiner Knabe dem unvergleichlichen Vortragen des berühmten Hingensers Bihary gelauscht und durch dieselben das Geheimnis des fortwährenden freien Vortrages erlangt hatte. Das Denkmäl ist von Viktor Plagen entworfen. Es zeigt die überlebensgroße Bronzefigur Vist auf einem monumentalen Sockel und ist vor dem Theater aufgestellt. Die Bildhau- ter Plagen vor einigen Jahren auf Grund des Breslauer Vist-Freundes Herrn Johann Batta nach dem Leben modelliert.

Recht auf Arbeit.

Tempora mutantur! Die Weltlichkeit schreit fort! So will es das Gesetz, des Ewig Schöpferwort! 'Gab eine Zeit, da Nichtstun ward als Glück geachtet. Die Welt aber als der Strahlen lüsterer betrachtet. Die Welt nicht als die Erde, daß bestend fromme Erden Das Land durchsuchen, wohlgeleiteten allerorten. Und nicht die Ritter trahen, Raub als Recht betrachtend Die eble Arbeit aber stand am Wege, bald verachmend. Das war die alte Zeit! — Und stand die Reueit an der Worte.

Tempora mutantur! und fiesesredend flängen ihre Worte: „Nicht länger wird das Dainereit zu blut gem' Spohne. Gerechter Lohn und ihre Arbeit jedem Erdentohne!“ — So let's! Nicht betteln wollen wir, nicht tauben oder teilen! Doch lächelt bin, mit frohem Mut an uns're Arbeit eilen. Das Recht zu leben, das man schände uns genommen. Es zu eringen, sind nun Kampfe wir gekommen!

Weiteres.

Ermutigung. Dame: Sagen Sie Herr Doktor, was heißt denn eigentlich „horribilo dictu“? Doktor: Es ist schlecht zu sagen. Dame: O überlesen Sie's mir nur, ich bin nicht so präde!

